

# Jugend

MÜNCHEN 1938 NR. 10  
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



W. Hock



## Heldengedenktag

Wieder neigt sich das deutsche Volk in Ehrfurcht vor seinen gefallenen Söhnen, ihr Opfertod ist uns für alle kommenden Zeiten ein heiliges Vermächtnis. Mit dem Blut von zwei Millionen deutschen Männern wurde die Geburtsstunde der deutschen Erneuerung in das Buch der Geschichte eingetragen und der Geist des Frontsoldatentums ist seelisches Gemeingut der Nation geworden.

Darum haben sie nicht vergebens ihr Leben hingegeben, denn sie starben, damit wir leben können. Und einer ihrer Kameraden ist es gewesen, der Deutschland wieder zu Macht und Größe führte.

m-6.

## Größerem zu

Von Ernst Theo Kohnert

Lasset die Fluten  
wirbeln und sprühn —  
Schnfüchte gluten,  
glaubt ihrem Glühn!

Fliehet dem Schoße  
trüglicher Ruh!  
Drängt alles Große  
Größerem doch zu:

Wildbäche fließen  
stromwärts daher,  
Ströme ergießen  
sich in das Meer.

Also auch euer  
sehndes Blut  
werde zum Feuer  
göttlicher Blut!



Sturmangriff

Elk Eber



Flammenwerfer in den Kasematten in Fort Vaux

Elk Eber

## Elk Eber

Keinen Künstler kennen wir, dessen Werke zum Gedenktage die Beschützer unserer Heimat würdiger ehren könnten, als Elk Eber, der die Front in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Größe erlebte. Er kennt das tagelange nervenzerschneidende Warten im Unterstand, während das Trommelfeuer ringsum die Erde erzittern läßt, kennt Sturm- und Gasangriffe, Not und Entbehrung, aber auch das Erlebnis der Kameradschaft und des Opfergeistes. Alles hat er im Bilde festgehalten, in den dramatischen, packenden Momenten, die das gewaltige Ringen im einzelnen versinnbildlichen. Alles, vom Erhabenen zum Entsetzlichen, hat der Künstler erlebt, der im Graben verschüttet sein Gehör verlor. Und doch hat er sich nicht unterkriegen lassen.

„Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal,

So ist's der Mut, der's unerschüttertr trägt.“

Dieser Mut spricht aus den Bildern Elk Ebers. Dieser Mut ist der Gegenstand seiner Kunst, und nicht das El-

hafte, Gemeine, an dem mancher Künstler zerbrochen ist. Wenn Elk Eber das Geldentum schildert, ist aber auch kein falsches Pathos in seinen Bildern. Alles ist so echt, daß wir mitgerissen werden. Alle Skizzen zu seinen Kriegsbildern sind im Felde, im Graben, im Unterstand gemacht worden.

Nach dem Weltkriege mußte der Künstler es erleben, daß dieses Geldentum in den Schmutz gezogen wurde. Angeekelt von dem widerlichen Treiben, zog er, dem die Verkländigung mit der Außenwelt so schwer fiel, sich in seine Welt zurück. Besonders jenseitete ihn das Leben der Indianer, jener edlen, stolzen und freiheitliebenden Menschen, die durch widrige Schicksale immer mehr ihrer Freiheit beraubt wurden. Er las Indianerbücher, sammelte indianische Kleidungsstücke, Ornamente, Kulturgegenstände, zeichnete Bilder des Indianerlebens. Zelte, braune Kinder mit banddurchlochtem Köpfen, Bisons, Federhüte, Squaws, Gewebe, Skulpte, Tabakspfeifen: alles wurde sorgfältig studiert. Elk Eber ist wohl der beste Indianerkenner Münchens. Seine Wohnung in der Theresienstraße in München ist ein wahres Indianermuseum, und er besitzt eine vorzügliche Bibliothek über Leben und Kultur des Indianervolkes.

So wurde das Weltkriegserleben ein wenig beiseite gedrängt von dieser neuen Welt, in der der Künstler lebte. Als aber der Nationalsozialismus in Deutschland zur Macht drängte, als wieder Ehre und Freiheit und heldtätige Tugenden ihren Wert bekamen, da war auch Elk Eber bereit, der Frontsoldat. Er wurde zum Schilderer der Kameradschaft und des Kampfes der SA. Zahllose Blätter zeichnete er für den Völkischen Beobachter, und in der Großen Deutschen Kunstausstellung 1937 im Hause der Deutschen Kunst fand sein Bild: „Appell am 23. Februar 1933“ stärkste Beachtung. Es war zweifellos eines der edelsten Werke unter den vielen, in denen die nationalsozialistische Revolution verherrlicht wurde.

In Elk Eber vereint sich die stolze Freiheitsliebe des Künstlers, sein Glaube an Deutschland und seine vornehme Gesinnung mit einer seltenen Gabe dramatischer Gestaltung des Zeitgeschehens. Und als er jüngst zum Professor ernannt wurde, da galt der Dank des neuen Reiches dem Mann, in dem der Mut, dem Schicksal zu trotzen und das Edle schlicht und wahrheitsgetreu zu gestalten, immer lebendig geblieben war.

# Die Heimholung

VON ALFRED RICHTER

Der Befehl für die Patrouille lautete einfach: „Der genaue Stand des feindlichen M.G., das in der letzten Nacht mehrfach geschossen hat, ist festzustellen.“

Der Unteroffizier Vorbismitz der fünften Kompanie wurde zum Führer der Streife bestimmt. Er nahm an hellen Tage die Musketiere Adam Köffelholz und Hans Schramm, die sich freiwillig gemeldet hatten, mit zu einem Beobachtungsstand, von dem aus die Stellung des Gegners leicht zu überschauen war. Lange standen die drei und lugten hinüber. Flach dehnte sich mehrere hundert Meter tief das Zwischengelände. Weit lagen hier die Stellungen auseinander. Ein alter Fahrweg, der noch immer nicht völlig zugewandert war, lief senkrecht auf den Feindesgraben zu. Dicht vor seinem Schnittpunkt mit dem Drahtverbau stand drüben ein zweirädriger Bauerwagen mit seinem hohen Gefell. Die Seitenteile waren heruntergeklappt, während der Wagenboden nunmehr eine Art Dach bildete. So war eine Lücke entstanden, und — wer wußte es? — sie konnte der Unterschlupf für einen Lauerposten sein. War es so, dann mußte der zuerst ausgehoben werden. Danach erst war der Standort des M.G. zu suchen, denn schräg hinter dem Barren, an dem man unweigerlich vorbeimüßte, sollte es irgendwo stehen.

„Wir machen es so“, sagte der Korporal: „Von drei Seiten zugleich springen wir ihn an. Mehr als einen von uns kann er nicht umlegen. Dann kommt er selber dran.“

Aber, wie sie dann sprangen, war in der Wagenhütte natürlich gar kein Posten. Niemand soll die Franzosen für dumm halten.

Bitter ärgerte das die drei, daß sie genarrt waren. Es war dunkel geworden. Sie verschnaudten und lauschten. Rechts von ihnen huschte ein schwinnsüchtiger Franzose immerzu. Vorgehobener Posten vorm Verbau. Aber man konnte sich jetzt mit ihm nicht aufhalten. Das Ziel lag weiter links.

Dort plapperten Stimmen. Sie klangen minutenlang von der gleichen Stelle. Doppelposten also waren es mit festem Stand. Vielleicht hatten sie das M.G. bei sich stehen?

Die drei, längst auf allen Vieren kriechend, schoben ihre Knarren vor sich her und erreichten den Drahtverbau, der Korporal links außen. Ihm folgte der Adam. Der Schramm machte den Schluß. Der geriet in seinem Eifer, das M.G. als erster festzustellen und kurzfristig oben

drein, in loses, dürres Keisig, das der listige Feind vor seinem Hindernis ausgestreut hatte. Es knackte. Die drei Kriechenden erklärten zu Baumstrünken, und die Schwagenden da drinnen schwiegen mitten im Wort. Alle fünf ahnten und belauschten einander. Dann ging eine Leuchtugel hoch. Eine Leuchtugel schwebte sie über dem Boden hin. Doch so grell sie auch strahlte, die Patrouille blieb ungeschrien, weil sie sich nicht rührte. Freilich, ihre Geduld wurde hart geprüft. Die erste Leuchtugel war noch nicht erloschen, als auch schon eine zweite aufstieg, und ihr folgten noch etliche. Einer der Posten war nervös geworden und hantierte deutlich hörbar an was? An einem M.G.

Nun wußten die draußen also, wo es stand. Und jetzt entdeckte der Korporal obendrein, daß er dicht an einem schmalen Eingang ins Drahthindernis lag. Schon erhog er, ob er kurzerhand hineinkriechen

und, so tollkühn der Gedanke war, die Posten überfallen sollte.

Da geschah etwas Haarträubendes. Aus dem Graben scholl ein Durcheinander vieler Stimmen heran. Der Korporal hatte gerade noch soviel Zeit, seinen Leib aus dem Gasseingang heraus auf die Seite zu wälzen. Da traten auch schon die ersten einer starken französischen Streife an ihm vorüber. Einer wischte mit dem Fuß ihm am Ärmel hin. Das Setz schlug ihm, der Juchz gewißlich nicht kannte, dennoch bis in den Hals. So wie ein Karnickel liegen und vielleicht ganz bloß abgegangen werden — —

Sie wurden alle drei nicht abgefangen. Die Männer der Feindestreife fühlten sich in ihrer großen Zahl und so nahe ihrem Graben noch nicht zu besonderer Aufmerksamkeit bewegt. Zudem war der Himmel sternenlos, und es war Neumond. Schwagen und lachend wirbelte der Schwarm vorüber. Die beiden letzten blieben stehen. Der eine gab dem anderen Feuer von seiner Zigarette, und sie wuschelten dabei laute Scherzworte mit den Posten.

Da stand in dem Korporal der Entschluß fest: Wir gehen hinein und holen sie samt ihrem M.G. heraus!



Vor dem Sturm

Eik Eber

Sowie die Streife entschwinden war, begann der Korporal in die Gasse zu kriechen. Aber es gab ein Klingendes Geräusch, und auf der Stelle fiel ein Gewehrschuß. Der Korporal blieb liegen und rührte sich nicht mehr. Löffelholz und Schramm rissen einander in einen tiefen Trichter zurück und fanden Deckung.

Und schon taumelte eine Leuchtugel hoch, und schon raste M.G.-Feuer zwischen die Drähte, daß es sprühte und stob. Das setzte auch über den Trichter der beiden hin und tastete blind süden nach Opfern durch die Landschaft. Dazu ging Leuchtugel auf Leuchtugel hoch, und es wurde noch ein zweiter Streifen M.G.-Munition verknattert.

Die Augen ins Vorfeld gerichtet, hatten die Posten den Körper des Gefallenen noch nicht entdeckt, und weil sich da draußen nichts mehr regte, meinten sie schließlich den Feind, wenn er überhaupt so nahe gewesen wäre, verschreckt zu haben. Dem Übermaß der Erregung folgte die Spanne der Erschlaffung.

Das witterten die beiden da draußen in ihrem Trichter. „Du“, stieß der Schramm den Löffelholz an, „jetzt war's Zeit!“

Der Adam antwortete nicht, sondern rückte nur sein Koppel mit den Handgranaten zurecht und umkrallte sein Gewehr. Was jetzt kam, war gefährlicher als ein frecher Überfall. Es galt, unter Augen und Ohren der aufgerüttelten Posten den toten Kameraden zu bergen. Ein paar Sekunden der Sammlung gönnten sich die beiden noch, in denen sie alle Muskeln und Fibern mit Energien luden. Dann schlichen sie vor — — —

Eine lange, bange Stunde danach tauchte vor einem Gorchposten der fünften Kompanie der Adam Löffelholz auf. Wie einen Schlafenden trug er in den Armen, der starke Kerl, den toten Kameraden. Ihm folgte auf dem Fuße, das Gesicht noch immer feindwärts gefehert, der kleine, schwächliche Schramm. Er hatte den Rückmarsch gesteuert. Jetzt, nachdem alles überstanden war, wollten ihnen plötzlich die Nerven den Dienst versagen, und es wurde dunkel um ihre Sinne.

Aber sie hatten den geliebten Korporal geborgen. —

Im Unterstand des Kompanieführers, der schon am Apparat stand und dem Bataillonsführer meldete, waren sie dann alle dichtgedrängt beisammen. Lang ausgestreckt lag auf den zusammengedrückten Schemeln der tote Korporal. Sein Mondhaar leuchtete noch einmal im Karbidlicht. Und alle saßen, was für einen heerlichen Körper er hatte. Die Miene seines Antlitzes war gleichsam fest geschlossen. Völlig beherrscht und seiner selbst gänzlich sicher war dieser Mann gewesen, als der Tod ihn schlug. Schöner kann gar keiner wegtreten aus der irdischen Kameradschaft. Mitten in einem kühnen, selbstgewählten Unternehmen war er gefallen.



Trommelfeuer

Elk Eber

Der Schramm stand bescheiden seitab. Da er Schmerz nicht zeigen wollte, blickte er über den Toten hinweg, der für ihn das Muster eines wahren Soldaten gewesen war, unentwegt in das Gesicht seines Kompanieführers, der sich ihnen gerade wieder zuwandte. Und dabei gewahrte der Offizier, und alle anderen sahen es nun auch, was mit dem starken Löffelholz vorgegangen war. Sonst hatte er als ein vorhoffener, ja zuweilen herber Mensch gegolten. Jetzt aber zeigte er

auf einmal, welch weiches Menschen-gemüt in Wahrheit in ihm wohnte. Das hatte keiner an ihm vermutet. Und er wollte es auch jetzt verbergen. Wie er aber den toten Kerlen so nachlos vor sich hingestreckt sah, mit dem er so manchen halbsgefährlichen Weg zusammen da draußen im Niemandsland gemacht hatte, da konnte er sich nicht mehr halten. Indessen er ein grimmiges Gesicht zog, ließen ihm den Tränen die Wangen hinab. Keiner konnte diesen Anblick ertragen. Sie wandten sich weg und versetzten unter verschiedenem Tun ihre Ergriffenheit.

Im dem jetzt ein wütendes Artilleriefeuer der Franzosen ein. Damit trat der Alltag der Front wieder in sein Recht. Führer und Soldaten fanden und lauchten.

Jäh brach die Feuerwelle ab, und alle stürzten an ihre Posten. Im Zinaufstapfen wischte sich der Adam Löffelholz über die Augen. Auf der Stollentreppe war es dunkel, und keiner sah es. Der sinkere Schramm war schon draußen. Der Kompanieführer stand bereits neben dem Alarmposten oben, die Leuchtzistole in der Hand, und spähte ins Vorfeld.

Es blieb nur in dem Unterstand, wer jetzt noch in ihm sein durfte, ein einzelner Mann für den Fernsprecher und der Tote, den seine Gefolgsleute so getreulich heimgeholt hatten.

## Aussicht

Glück schwerer wiegt  
Als Klagen.  
Wo Sorge nie versiegt,  
Magst du auch Freude tragen,  
Die wie ein Vogel fliegt  
Freiweit und leicht im Blauen  
Mit schwingendem Vertrauen.  
Und hügelang im Tal die Welt,  
Glänzt Strom und Busch,  
Und Menschen gehen über Feld.

W. D.

# Weiß Ferdl war schuld!

Einer wahren Begebenheit nach erzählt von G. W. Bürfmayr

## Regiments-Befehl.

1. Befördert werden:  
der Gefr. Schabler zum etatsm. Unteroffizier.
2. Mit dem E. K. II wurden ausgezeichnet:  
Inf. Michael Körfer, Inf. Karl Brumhuber.
3. Die Unterhaltungsgruppe der 1. Kef.-Div., Weiß Ferdl (Vizefeldwebel Weißbeiringer) spielt heute abend in der Ortsunterkunft der 1. Komp. (Wagenschuppen der MG-Komp.)

Dieser hier auszugsweise wiedergegebene Regimentsbefehl wurde dem Kompagnieschreiber der MG-Komp. des 1. Bataillons Kef.-Inf.-Regt. 2. Gezeirten Kufel, in der frühen Morgenstunde von der Ordonnanz des Regimentsstabes übergeben. Es war vor jetzt 22 Jahren an einem kalten Januartag und das Bataillon lag in einem Dorfchen unweit Douai an der Arcafront in Ruhestellung.

Gefr. Kufel war dem Feldwebel der MG-Komp., Steiner hieß er, eine gewissenhafte Schreibhilfe. Aufmerksam studierte er auch diesen Regimentsbefehl nach möglichen Anordnungen, die die MG-Komp. betreffen konnten. Sapperment — da, der Absatz 3 — na, das war doch einmal etwas Erfreuliches während der achtägigen Ruhepause hinter der Front. Der Weiß Ferdl spielt heut abend! Da gab's einen lustigen Abend! Und Bier! Aber — vorher war noch allerlei herzurichten. Der Schuppen musste gereinigt werden, eine Art Bühne musste man zurechtimmern, Bänke, Stühle herbeischaffen und auch einen großen, eisernen Ofen. Gefr. Kufel war aufgeregt wie selten, meldete dem Feldwebel gleich die Neuigkeit, brachte die Kompagnieschreiner und den Schmied in Schwung und nach einer Viertelstunde schon wurde in dem Schuppen sieberhaft gearbeitet.

So gegen elf Uhr sumimte das Feldtelefon in der MG-Kanzlei. Der Feldwebel war abwesend, also nahm Gefr. Kufel den Anruf an.

„Hier Schreiber der MG-Komp.“

„Hier Regimentskanzlei. Votieren Sie.“

Die MG-Komp. stellt heute für die nachmittags stattfindende Geschichtsübung 2 Maschinengewehre als feindlichen Gegner. Die MGs. stehen ab 3 Uhr 32 gefechtsbereit in der Schloßruine und eröffnen das Feuer.“

Gefr. Kufel notierte die wichtige Meldung. Seine Pflicht wäre es nun gewesen, den Feldwebel aufzusuchen, damit dieser dem Komp.-führer Meldung erstatten konnte. Aber da war diese Weiß Ferdl-Angelegenheit! Kaum war nämlich Gefr. Kufel mit der Notiz fertig, als sich der Kantinenunteroffizier in der Schreibstube einfand und eine Aufstellung über die für die Kompagnie heute abend benötigte Menge Bier verlangte. Die Zahl — pro Mann 1 Liter — wurde ausgerechnet und über dieser hochwichtigen Erhebung hatte Gefr. Kufel den Telefonanruf und Auftrag ganz vergessen.

Gegen 5 Uhr war in dem Schuppen alles zum Empfang der Weiß Ferdl-Gruppe bereit. Gefr. Kufel bekam vom Feldwebel ein Lob für die geleistete Organisationsarbeit. Der Schreiber strahlte. Aber nur zehn Minuten lang. Dann erschienen nämlich auf dem Hof vor der Schreibstube der Regimentsadjutant hoch zu Ross und mit ziemlich gerötetem Angesicht. Kaum hatte Kufel die Keitergestalt erblickt, als ihm der Telefonanruf einfiel. O Himmel! Die zwei Maschinengewehre! Den Befehl hatte er ja ganz vergessen! Na, das mochte jetzt ein Donnerwetter geben!

Und das Donnerwetter kam. Erstens aus dem Mund des Adjutanten und anschließend vom kurz darnach eingetroffenen Kompagnieführer, der den Tag bis jetzt in einer nahen Ortsunterkunft bei einem befreundeten Hauptmann verbracht hatte.

„Stellen Sie sich vor, Herr Kamerad“, erklärte der Adjutant aufgeregt dem Kompagnieführer die Lage, „das ganze Regiment liegt ab 3 Uhr 30 in Stellung und wartet auf das feindliche MG-Feuer

aus der Schloßruine. Wartet ¼ Stunde, ½ Stunde — nichts rührt sich in dem zerstohenen Bau. Der Kommandeur flucht und wretzet. Wir warten noch eine weitere Viertelstunde, dann befiehlt Herr Major den Sturm auf das Schloß. Mit Kurab geht's darauf los — kein Schuß fällt von dort. Jeder Winkel wird in dem Gemäuer untersucht — kein Atom von einem angenommenen Feind — kein MG. — nichts! Hier, dieser Kerl von einem Kompagnieschreiber hat es verbummelt! Und was nimmt er als Ausrede? Der Weiß Ferdl wäre schuld gewesen! Gaben Sie so etwas schon einmal erlebt! — Die Complets eines Komikers sind einem Soldaten wichtiger als eine Schlacht! Es ist unerhört! Ich erwarte von Ihnen eine ganz exemplarische Bestrafung dieses Pflichtvergeßenen. — Natürlich wird die Übung nun morgen wiederholt werden müssen.“

Dafi nach diesem Vortrag der Kompagnieführer entsetzt war, nimmt niemand Wunder. Gefr. Kufel bekam eine Strafpredigt zu hören, die sich gewünscht hatte. Und zum Schluß erhielt er 48 Stunden Stallwache aufgebremmt, die sofort angetreten werden mußte. Die Strafwache wäre dem unglücklichen Schreiber noch nicht so zu Herzen gegangen, aber im Stall sitzen müssen und zu wiffen: nebenan spielt der Weiß Ferdl Komödie — und nicht dabei sein dürfen — das war höchste Bitternis und Strafe. Und mit der Maß Bier war's natürlich auch nichts!

Der Weiß Ferdl weiß bis heute noch nicht, daß wegen ihm eine ganze Schlacht im Sande verlief. Nun mag er's lesen. Übrigens — der Gefr. Kufel hat ihm die Stallwache, die er doch nur wegen ihm erhalten hatte, längst verziehen und ist ein eifriger Stammgast im „Planf“.



Vierthaler

# Genossen

Eine Geschichte aus dem Sowjetparadies / Von Josef Hübner

Iwan Petrowitsch hantierte in seiner Scheune. Da sah er durch das halboffene Tor einen fremden auf seinen Hof zukommen. Der Eindobauer fluchte. Er ließ den Sack Weizen, den er eben aus dem zerbarren geschogen hatte, wieder in seinem Versteck verschwinden und ging dem Herrn einige Schritte entgegen.

Der Spion der Tscheka zeigte seinen Ausweis vor und sagte ohne Umschweife: „Genosse Petrowitsch, ich richte neugebackenes Brot.“

Der Bauer fragte sich unter der Pelzmütze.

„Legt ein Geständnis ab, Genosse Petrowitsch!“

„Ich wüßte nicht, was ich verbuchen hätte“, stellte sich der Bauer dümm.

„March! folge mir, Genosse!“

Der Tschekist rief die Tür eines Neben Gebäudes auf. Er endrekte den Backofen und hinter ihm auf einem Brett zehn große Laib Brot. Der Spion konnte es sich nicht versagen, einen in die Hand zu nehmen. Doch legte er ihn sofort wieder hin.

Petrowitsch grinste und sagte spöttisch: „Das Brot ist sehr heiß, Genosse. Gib acht, daß du dir die Finger nicht verbrennst.“

„Unterlasse deine faulen Witze, Genosse Petrowitsch“, schrie der Geheimpolizist. „Du willst ein Kollektivbauer sein und wagst es, die Soldaten und Arbeiter unseres Vaterlands Stalin zu betrügen?“ Der Bauer schüttelte den Kopf. Er wollte sich rechtfertigen, aber der Spion der Tscheka ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Genosse Petrowitsch, ich bin durch deine Felder gegangen. Nun kann ich mir erklären, warum auf deinen Äckern die Saat so dünn steht. Du Schurke von einem Genossen, du haßt von dem Saatgetreide, das dir der Dorfsowjet vorgewogen hat, einen Teil zurückbehalten und verbacken.“

„Das ist leicht zu behaupten, aber schwer zu beweisen“, suchte sich der Bauer zu verteidigen.

„Sind die Laibe da vielleicht aus Sand?“, Der Tschekist schaute in eine Liste. „Wie kommst du überhaupt dazu, Genosse Petrowitsch, Brot zu backen? Dein Name steht nicht mit in dem Verzeichnis der Kollektivbauern des Kreises, die die Erlaubnis dazu haben.“

„Das ist allerdings richtig“, sagte der Bauer gelassen.

„Weißt du, welche Strafe auf diesem Verbrechen steht?“ Petrowitsch schwieg und starrte vor sich hin.

„Wahrlich! hast du schon von unseren Kerkern, den Kerkern der Tscheka in Charkow, etwas gehört?“

Der Bauer nickte. Jawohl, es war ihm bekannt, daß dort Ströme von Blut flossen und daß die Opfer, unter denen viele Bauern waren, weil sie sich gegen die Zwangs Kollektivierung gewehrt hatten, zu Tode gefoltert wurden.

Da sagte der Spion der Tscheka in verändertem Tone: „Genosse Petrowitsch, die Strafe dort draußen führt direkt nach Charkow.“

Der Bauer ballte die Fäuste in der Tasche.

„Wenn ich will, bringt dich morgen schon ein verschlossenes Auto der Tscheka nach Charkow.“

„Im Reiche Stalins ist alles möglich“, dachte sich der Bauer.

„Wie wäre es, Genosse Petrowitsch, wenn wir uns in das Brot teilen würden...?“

„Ausgeschlossen! Nein!“, schrie der Bauer.

Nun schlug der Tschekist wieder den alten Ton an: „Im Auftrage der Tscheka beschlagnahme ich das Brot. Gegen Abend...“ Die übrigen Worte erklangen

ihm auf den Lippen. Ein großes elegantes Auto kam langsam den schlechten Weg heraufgefahren und bog in den Hof ein.

„Der Kreisowjet!“, sagte der Spion erstaunt. „Was will wohl der bei dir, Genosse Sprich!“

Petrowitsch lachte: „Was wird er von mir wollen? Das Brot, sonst nichts.“

Da ging dem Spion ein Stiefensieder auf. „Ach so, das Brot!“, sagte er leise, warf einen letzten verlangenden Blick auf das Brett und machte sich unauffällig dünn.

Der Kreisowjet und der Bauer steckten das Brot in zwei Säcke und verstaften sie im Auto. Nun gingen sie in das Haus, um ein Glas Schnaps zu trinken und dabei auszumachen, wann Petrowitsch wieder für den Kreisowjet zu backen hätte.

Derweil schlichen sich zwei Männer an das Auto. „Genosse, ich richte neugebackenes Brot“, sagte der eine.

Stepanitsch öffnete vorsichtig die Wagentüre.

„Genosse Stepanitsch, du wirst doch dem Kreisowjet das Brot nicht fehlen lassen!“

„Du lebst noch in alten Anschauungen, Genosse“, flüster Stepanitsch.

„Nein, ein Genosse bezieht den andern Genossen nicht, sondern teilt nur mit ihm. Verstehst? Wie sich der Kreisowjet mit dem Genossen Iwan Petrowitsch in die unterlassenen Entweorräte teilt, werde ich mich jetzt mit ihm in das Brot teilen.“

„Als Genosse habe ich das Recht, das gleiche zu tun“, sagte der andere.

Damit erwischte jeder einen Sack und sie verschwanden im nahen Walde, aus dem sie gekommen waren.

## Steine am Weg

Von Erich Kernmayr

Es liegen Steine am Weg. Große, kleine, spitze und runde. Sie hindern ein wenig den harten Tritt des reifen Mannes — beirren den Knaben und bringen den Jüngling manchmal zu Fall.

Die Alten gehen ihnen aus dem Wege. Um ihren vergränten Mund spielt ein Weinen oder Lachen. Je nachdem. Denn Steine können Freude erregen und auch traurig machen. Sie erinnern an gewonnene Schlachten oder verpöbelte Gesichte.

War fluchen ihnen. Wir haßen sie. Sie machen die StraÙe schwer, die wir alle gehen müssen. Sie zerschneiden mit ihren Kanten unsere Schuhe und reißen unsere FüÙe blutig. Sie stellen sich zwischen uns und unsere Träume.

Und doch sind sie das, was das Leben lebenswer macht. Sie geben dem Erfolg die Würze, sie geben dem Mann das Selbstbewußtsein. Denn sie sind Gradmesser des Mutes und der Seelenstärke der Menschen im Leben. Sie sind unsere besten Freunde. Die Steine am Weg...



Prüstel



Die Weide

A. Heiderich

## Der Weidenstumpf

*Am Waldesrand steht ein Weidenstumpf,  
Mit eckigem Rumpf  
Und verknorrtem Gesichte —  
Wie eine schwarze, geballte Faust  
Im roten Abendlichte.*

*Vom Sturm und Wetter  
Geborsten die Rinde,  
Noch trägt er auf seinem rauhen Haupte  
Grüne Blätter —  
Die spielen im Winde.*

*Hohl die Wangen,  
In die Ferne  
Die vom blauen Dunst  
Verhangen —  
Starrt er stumm mit toten Augen.*

*Nebelschwaden ziehen auf  
Grau und bleiern —  
Fahl hebt sich der Weidenstumpf  
Aus den Schleiern.*

Helga Grimm



Oswald Poetzelberger

## Münchener Lausbuben-Geschichten

Von Fritz Ertler

Im Hofe des großen Miethauses steht eine Gruppe Buben eifrig beisammen. Der Älteste dieser Versammlung mag kaum zehn Jahre zählen. Herzerfreuender Übermut leuchtet in den Augen der kleinen Schlingel. Überströmende Lebensfreude bräut in diesen Kindern; sie gleichen den Knospen der Bäume, welche die schützende Hülle sprengen und unbekümmert um Regen oder Frost ihre Blüten entfalten.

„I wissat scho a Gaudi“, schlägt der kleine Max wichtig vor. „I hab gester von meiner Muatta zehn Pfennig geschenkt kriagt. Wenn mir nun den Spangler Kafner bitten detn, daß er uns da an Reißnagel hinlöt, dann könnten mir dös Zehnerl in Bodn reißteckn und alle Leut darn sich buck'n und dös Geld ausheb'n.“

Wenn sie 's dann net vom Bod'n wegbringen, mei Liaba, da wern s' grantig.“  
„Net weni“, lacht der Hansl begeistert, „jetzt wo jeder a Geld so notwendig braucht.“

Spangler Kafner ist sehr erstaunt, als er gebeten wird an ein Zehnpfennigstück einen Reißnagel zu löten. Dann begreift er und lacht laut hinaus. „Solchane Zundabuam!“ Aber des is eine feine Idee. „So ein Zehnerl mach i mir a.“

In den nächstfolgenden Wochen werden sehr viele Zehnerl aufgehoben. Allerdings haben die glücklichen Finder an diesen Geldstücken wenig Freude.

Denk dir, Hansl“, sagt der Max, „mei Muatta hat g'sagt, jetzt hat s' ma amoi a Hofn g'macht, di i nimmer z'reißn ko.“

„Dös gibt 's net“, sagt der Hansl, „es gibt no Foane unzerreißbare Stoffe net, da hab'n s' dei Muatta og'schwindelt. Dal ma wirklich will, kon ma alles z'reißn und wenn 's no so jetz is.“

Während die beiden Schlingel Betrachtungen über die Unzerreißbarkeit der Hofn anstellen, kommt ein Schleifer mit seinem primitiven Wagen in den Hof und beginnt sofort sein schönes Lied:

„Schere schleife im Hof! Wer hat Schere oder Messer zum schleife, Scherschleife im Hof!“

„Kummen S' rauf!“ ruft eine Frauenstimme vom Balkon des dritten Stockes. „Ich hab was zum schleif'n.“

Der Scherenschleifer verschwindet. „Max, i hab eine Idee!“ Hansl ist ganz begeistert. „Da haltst jetzt dei Hofn an

den Schleißfoa hi und i drab um, dann wern mir glei segn, ob dei Hofn foa Koch friagt."

Und Janßl hat recht, es gibt keine unzerreißbaren Stoffe. Stolz versichert Marz der entsetzten Mutter: „Sigi! a, Muatta, wia de di Leut in dem Geschäft ausg'schmiert ham. Do ham g'sagt, daß man den Stoff net z'reißn lo und der Janßl hat an Schleißfoa gar net lang drabn miass'n, is ma a scho 's Lampe (Gend) raus g'hängt."

Die Frau eines Kolonialwarenhandlers ist bei den Kindern verhaßt. Sie ist geizig, sie gibt nichts drein, der Bärenzucker kostet bei ihr zwei Pfennig und außerdem führt sie auch keine richtigen Überwachungen.

In einem Sonnabend stehen viele Frauen in dem Geschäft und warten auf Bedienung. Pögllich ertönt ein lautes Brachen, dem unbeschwingliche Fingerlein folgt. Der Schrecken ist ungeheuer, laute Jammerrufe tönen aus dem Verkaufssaal, in dem es plötzlich wieder hell wird. Unter der Türe steht ein Schutzmann. „Da haben sechs Vuben zu gleicher Zeit die Kolläden heruntergezogen, ich habe sie nicht mehr erwünscht“, erklärt er den geisterbleichen Frauen und wendet sich ab. Es ist auch für den Güter des Geistes nicht immer leicht den Ernst zu wahren. Die Bejagerin des Geschäftes aber ringt verzweifelt des Geschäftes und eringt verzweifelt die Gände. „Mein Gott, wia werd unsere Zukunft ausschaug'n mit dieser Jugend“, flüstert sie.

Der Kavel hat einen Pick auf die Hausierer, besonders auf die Ausrufer, die in der Morgenröthe von Haus zu Haus, von Hof zu Hof in wenig melodischen Gesängen ihre Waren anbieten. Er steht neben einem Ausrufer, der sich in die Brust wirft und dann beginnt: „So Leut, jetzt bin i do, Leut, Ausverkauf ham mir heut; wunder schöne, zuckerlöse Muskatellerbirn, zwei Pfund fünf und zwanzig Pfennig. Dann hab'n mir auch Bananen, Bananen die Lieblingsfrucht der Kinder!“

„Pst!“, wisper der Kavel. „Schrei'n S' doch net so, unsere Hausmoasterin liegt am Sterb'n, grad is der Pfarrer net!“

„Jetzt so was“, bedauert der Hausierer, „ja, ja so geschwind kon 's geh mit 'm Menschen, so a fram'm Weibel, schad, wirklich schad drum.“

Er erzählt die Neuigkeit sofort seiner Frau, die mit der Milchfrau und der Wäckerin am Obstwagen steht.

Als die ferngesunde Hausmeisterin einige Minuten später ihre Milch holt, ist sie nicht wenig erschaut über den Schreckensruf der Milchfrau.

„Jessa, Maria und Josef, jetzt san Sie gar net tot.“

Die empörte Hausmeisterin fällt wütend über den Hausierer her, der gar nicht mehr zu Worte kommt und schließlich der Hausmeisterin versichert, daß es um eine solche

Beißgier, wie sie ist, gar nicht schade gewesen wär. „Freun tät er sich, jawohl freun, wenn der Lausbua recht g'habt hätt.“

Die Hausmeisterin überhört die Sache mit dem Lausbua, der spurlos verschwunden ist, und verbietet dem Hausierer ein für allemal das Ausrufen in ihrem Hof. Kavel hat gesiegt.

Im Zinterhause wohnt ein alleinstehendes Fräulein, das alles Männliche haßt. Das einzige männliche Wesen, das sie um sich duldet, ist ihr Dackl. Um aber auch diesem Tier zu zeigen, was sie von dem anderen Geschlecht denkt, hat sie ihm den schönen Namen Schufti gegeben.

Schufti ist der Liebling der Kinder. Er hat nur einen Fehler: er ist entsetzlich gefräßig und deshalb auch so dick, daß es ihm schwer fällt mit seinen kurzen Dacklbeinen zu laufen.

„Der bräuhat nur mehra Bewegung, der Hund“, erklärt der Kavel wichtig, „wenn der mehra laffa tat, dann werat er glei magerer. Aber der lafft ja net, kannst macha, was d' magst.“

„Blah, daß der lafft“, sagt der Marz bestimmt, „was wett ma, daß der lafft!“

„Also 's gilt!“ Kavel schlägt ein. „Wenn er lafft, friagt von mir zehn Schuffa.“

Marz schneidet vom Baum eine lange Weidengerte und besetzt diese am Hals und Schwanz des Schufti, der ganz erstaunt nach der Gerte über seinem Kopfe blickt. Dann bindet er an die Spitze der Gerte eine Wurß. Schufti schnüffelt, schnappt nach der Wurß und da diese zu

weit entfernt ist, fängt er schließlich zu laufen an; er will die erste Wurß fangen.

Sein Frauehl, die eben nach Hause kommt, steht vor Schrecken festgewurzelt. Dann folgt ein Bild, das jedem, der es gesehen hat, unvergesslich bleiben wird. Schufti läuft wie toll im Kreise, hinter ihm verzweifelt sein Frauehl, die immer wieder ruft: „Schufti, jett dich! Schufti, du armes dummes Viechel.“

Inzwischen bezahlt der Kavel seine Wette. Sehn schöne blanke Schufter. Marz aber wirft sich stolz in die Brust. „Hab i dir net g'sagt, daß i an Schufti so weit bring, daß er lafft! Wer hat jetzt recht g'habt!“

## Brief an einen Piloten

Sehr geehrter Herr! Wir sandten heute den von Ihnen bestellten Fallschirm an Ihre Adresse ab. Wir machen Sie nochmals darauf aufmerksam, daß wir eine Garantie für das Öffnen nur in einer Höhe von über dreitausend Meter übernehmen. Sollte er dann versagen, so sind wir gerne bereit, den Schirm zurückzunehmen, falls Sie ihn uns portofrei zu senden.

A.: „In Schweden werden jährlich auf den Kopf der Bevölkerung fast 8 Kilo Kaffee verbraucht. Damit sind die Schweden die größten Kaffeetrinker der Welt.“

B.: „Stimmt. Die Schweden sind im Durchschnitt einen Meter achtzig groß, die Italiener dagegen nur einen Meter sechzig.“



Günther

„Was gibts denn Net's in der Politik?“

„Woass net. I war schon vierzehn Tag nimmer in der Kirch.“

# MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Bärner, Studentin der Biologie, fährt der Stadt ihrer Studien und ihrer Ehelicheit, München, entgegen. Dort hat sie bald Fremdschloß geschlossen mit dem Bildhauer Florian Seidl, einem Kunstmalter, der dem Glaspalaststreifen des Jahres 1927 recht unfermlich gegenübersteht. Sie leben in einem Vorortelokal. Florian hat Barbara Lieblingheit vorgelesen.

## 8. Fortsetzung.

Bei der klaren Helligkeit der Wandbeleuchtung verfauchte Florian, in Barbaras Gesicht zu lesen. Er erschrak darüber, wie erregt und blaß sie ausah. Jeder Blutstropfen war aus dem geliebten Antlitz gewichen. Trug es nicht Spuren eines Kampfes? Sollte womöglich auch sie leiden und es ihm nur verbergen? Warum quälten sie sich, statt sich zu lieben? Er spürte, daß sie einander nie ganz begreifen würden, daß der eine am andern vorbeilebte trotz aller Liebe.

Barbara entglitt ihm, noch bevor sie ihm gehört hatte. Fern und geheimnisvoll war sie ihm geblieben wie am ersten Tage.

Seit dem frühen Morgen sah Barbara bei der Übersetzung eines altfranzösischen Textes. Es war eine Aufgabe, der sie sich gern unterzog, geschah sie doch fürs französische Seminar, das Rektor Köhler, Wissenschaftler und Dichter zugleich, der König der Professoren, leitete.

Allmählich wurde es dümmig und selbst am Fenster zu dunkel zum Arbeiten. Just war sie im Begriff, die kleine Tischlampe heranzuholen und Liebe und Leid der Gesalten weiterzuverfolgen, die vor vielen hundert Jahren über diese Erde gewandert waren, als nach kurzem Klopfen die Tür aufging und im hellen Schein des Flurlichts eine Spanierin vor ihr stand.

Aber wie wuchs ihr Erkennen, als sie allmählich Fräulein Spangenberg in dieser Erscheinung wiedererkannte! Jetzt fiel ihr ein, daß ihre Wirtin sie aufgefordert hatte, mit ihr ins „Deutsche Theater“

zu gehen, wo an dem Abend das Fest „Auf Casati“ süß, neben „Schwabplan“ der Höhepunkt des Münchner Faschings. Sie hatte abgesehen und über der Arbeit auch gar nicht mehr daran gedacht.

Neugierig kam Barbara näher und betrachtete das bunte andalusische Gewand. Ein zarter Spangensaal lag auf dem befräuleiteten schwarzen Haar. Das Gesicht war leicht geschminkt, und Fröhlichkeit und Unternehmungslust leuchteten heute aus den noch immer klaren Augen.

„Einmal muß man alle Sorgen vergessen, Fräulein Barbara, und sich von allem Zwang und aller Einengung befreien. Wenn man auch nur bei einem Glase Wein im Kreise gleichgestimmter Freunde dem freien Treiben der Jugend zuschaut! Mit dem Faschingsgewand schlüpft man in einen festlichen, frohzügigen Menschen. Man wird ein ganz anderer Kerl, wenn man die Musik, den Tanz, die Farben und den Rhythmus der Freude auf sich einwirken läßt!“

„Vielleicht entdeckt man einen Teil unseres Selbst, der sonst nur zugeschüttet ist“, entgegnete Barbara nachdenklich. „Aber ich habe ja nichts anzusehen. Daran wird es scheitern. — Das heißt, ich könnte mir von Haus aus ein Chinestentium, ein coctes fogar, schicken lassen und doch einmal mitmachen.“

„Ach, das wäre für Sie, die Sie noch so jung sind, bestimmt nicht das richtige! — Warten Sie mal!“, überlegte die erfahrene Dame, indem sie Barbaras Gestalt von Kopf bis Fuß kritisch betrachtete. „Sie kaufen sich etwas helle Seide; man bekommt einen besonderen Faschingsstoff, der nicht teuer ist und trotzdem nett aussieht; davon mache ich Ihnen ein Stillekleid. Wir besetzen den Rest mit vielen Nüssen aus buntem Züll. Von Züll machen wir auch eine Kränze um Hals und Handgelenk. Ich denke mir das einfach fabelhaft. Sie werden aussehen wie eine Wolke! Und wie Sie sich darin amüßern werden! Passen Sie mal auf!“ Sie drohte scherzend mit dem Finger.

„Ach Fräulein Spangenberg“, seufzte Barbara, die nun auch schon Lust bekam, von der Faschingsstimmung ihrer Wirtin angeleitet, „ich werde mich sicher sehr feil antun. Ich habe Angst — —“

„Das gibt sich schon am ersten Abend. Die Norddeutschen sind hier unten die Fröhlichsten. Schauen Sie mich mal an! Ich bin geborene Westfälin, kam mit zwanzig Jahren nach München.“

Barbara mußte unwillkürlich lächeln, denn Fräulein Spangenberg sprach den reinsten Münchener Dialekt. Und heute diese Faschingsleune! Mein, sie war „echt“.

Die „Wolke“ lag fertig auf dem Bett. Barbara hielt eine Einladung für den „Turn“ in der Hand, die sie auf Florians Veranlassung bekommen hatte. Als sie über den Vorplatz ging, um ihrer Wirtin die Karte zu zeigen, klang Schellengläute herauf, und sie hörte eilige Schritte die Treppe hinunterstürzen. Fasching! Die ganze Stadt schien zu feiern. Die Wege rief alle mit.

„Sie nehmen keinen Hut zu dem Kleid, kein Band und keine Blume ins Haar. Lassen Sie Ihr Haar ganz allein zur Geltung kommen.“ Fräulein Spangenberg half Barbara beim Antzünden. Noch ein wenig Neuge auf die Wangen; dann eilte auch ihr Zögling hinaus.

Leise schwebten weiße Flocken zur Erde nieder. Durch tiefen Schnee ging Barbara die kurze Wegstrecke von der Straßenbahnhaltestelle zum Hartorturm. Sie trat ganz vorfertig auf in ihren feidenen, goldgeputzten Schuhen, den ersten in ihrem Leben.

Einmal im Jahr, zum Karneval, erwacht der trockne, alte Geselle aus seinem Schlaf. Die dunklen Räume des Turmes erfüllen Licht und Wärme. Er weiß nicht, wie ihm geschieht, wenn das Lachen und Singen, Musikieren und Tanzen anhebt. Der Künstlerängereverein feiert hier seine bunten Feste, ein Zusammenschluß bildender Künstler, der vor hundert Jahren stolz Spitzweg zu seinen Mitgliedern gezählt



Holzchnitt

Josef Lipp

hat und dem auch heute manches Talent angebetet, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Auf halber Treppe kam ihr Florian entgegen. „Ich hätte dich gerne abgeholt“, entschuldigte er sich ein wenig flüchtig und zerstreut, als er ihr aus dem Mantel half, „aber ich bin hier heute unentbehrlich, Kind!“

In der That schien er die Seele des Festes zu sein, das sich in drei übereinandergelegenen runden Säumen abspielte. Er war noch nicht maskiert, nur eine bunte Kappe sah fälschlich auf seinem Haupt, und im Kneifloch beutete eine bunte Papierblume den Fasching an. Nicht nur die Dekorationen und Wandmalereien waren in wechsellängere Vorarbeit von ihm entworfen und zum großen Teil auch selbst ausgeführt worden, sondern er war heute abend auch der maître de plaisir. Von ihm stammte die Festordnung. Von allen Seiten wendete man sich mit Bitten und Fragen an ihn. Er nahm die Gäste in Empfang, die bei seinen lustigen Bemerkungen und Späßen jegliche alle Steifheit ablegen.

Im unteren Raum wurde getanzt. In den Pausen, die durch Vorführungen ausgefüllt waren, bestete man auf Kissen und Polstern, die sich an den Wänden entlangzogen; Tische, Stühle und Bänke waren hier verbannt, gehörte es doch zum Hauptvergnügen des Karnevals, umgezogen auf dem Fußboden zu sitzen. Orangefarbenes Licht flutete auf die Tanzenden, auf die Dedes, Polster und Kissen. Eine kleine Kapelle spielte auf einem winzigen Alkoven, der wie ein Schwalbennest unter der Decke lebte.

Nachdem Florian mit Barbara ein paar Takte getanzt hatte, machte er sie mit mehreren befreundeten Familien bekannt und überließ sie ihrem Schicksal. Nur hin und wieder sah sie ihn meterarzig im Gedränge auftauchen und verschwinden. Indessen vermischte sie ihn zunächst nicht, denn die allgemeine Fröhlichkeit zog sie in ihren Vann. Ein schwarz-weißer Pierrot, elegant, höflich und überaus unterhaltsam, holte sie immer wieder zum Tanz und folgte ihr wie ein Schatten. Nach einiger Zeit ging sie an seiner Seite in den höher gelegenen Raum, wo man sich an einem Büfett mit Wein, Bier, Pastwaren und allerlei Lectereien versehen konnte. Ihr Tisch, an dem noch drei andere Paare saßen, war bald einer der lustigsten. Rechtsanwalt Geyer, den Barbara noch vom Sommerfester her kannte, sprühte von Witzen. Wurdhard spielte in den Pausen auf einem Schifferflavier. Bald lang der ganze Saal mit, selbst die älteren Herrschaften, die es sich in dem Mißben bequemen gemacht hatten und das Fest beifaulich genossen.

Barbara war so ausgelassen und fröhlich in dieser ihr bislang unbekanntem Welt, daß sie erst bei der Francaise, die den Höhepunkt der Vergnügungen bildete, nach Florian Ausschau hielt. Als sie ihn während der verschiedenen Touren nicht zu Gesicht bekam, lief sie nach beendtem Tanz die Treppe hinauf, denn sie schante sich plötzlich nach ihm. Aber auch hier war keine Spur von Florian. Als sie noch einen Augenblick unschlüssig dastand, sah sie den schwarz-weißen Pierrot auf sich zukommen.

„Sie suchen wohl jemand? Darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß ich der Glückliche bin?“

„Sie lächelte. „Wo ist Prinz Karneval?“

„Vielleicht über uns!“

„Nun denn hier drüber noch ein Raum?“

„Das Allerbilligste. Es wäre mir ein Vergnügen, es Ihnen zu zeigen.“ Er öffnete geheimnißvoll eine kleine Tür, die bislang Barbaras Aufmerksamkeit entgangen war. Sie führte auf eine schmale Steintreppe. Der schwarz-weiße Pierrot lehnte den Arm um sie, und langsam stiegen sie unter Scherzen und Lachen hinauf.

In den alten, eisernen Wandleuchtern brannte mattgelbes Licht. „Don hier ab ist ein Kuß erlaubt“, kostete der Unbekannte leise. Aber er nahm nur ihre Hand und küßte sie zart.

Sie gelangten auf einen kleinen Vorplatz, auf den drei Türen mündeten. Die eine war halbgeöffnet. Ein schwarzer Lichtschein stahl sich auf den sonst im Dunkel liegenden Korridor. Leise Grammeophonmusik klang ihnen entgegen:

„Es führt kein anderer Weg zur Seligkeit —“

In der Mitte des Zimmers bewegten sich auf einem Teppich geräuschlos tanzende Paare. Häftig machte Barbara einige Schritte auf den dämmrigen Raum zu. Da — da war ja Florian unter den

Tanzenden! Und im Arm hielt er eine ihr unbekannt Dame. Sie tanzten eng aneinandergeschmiegt. Die Augen der Fremden bingen mit Hingebung an Florian. Er küßte sie — Barbara war es, als schreie ihr Herzschlag aus. Jetzt zog er sie mit sich in einen der niedrigen Sessel und nahm sie auf den Schoß. Alles um Barbara kam ins Wanken, der ganze Raum drehte sich, die Tanzenden, die bunten Gestalten auf dem breiten Diwan. Das kleine Grammeophon auf dem relaxierten Tischchen brach ab — die ganze Welt war aus den Angeln gehoben —. Das Licht ging aus.

Als Barbara wieder zu sich kam, sah sie das freundliche Gesicht von Frau Wurdhard über sich gebeugt. Sie ruhte auf einem Sofa in einem der Garderobenräume, die hier oben lagen und in denen sich die Damen umziehen pflegten, die an den tänzerischen und schau-spielerischen Vorführungen beteiligt waren.

„Es ist Ihnen wohl zuviel geworden, Fräulein Barbara?“

Barbara nickte lächelnd und meinte, sie hätte wohl mehr getanz, als sie gewohnt wäre; besonders die Francaise wäre so wild gewesen.

Im Türschwamben stand der schwarz-weiße Pierrot. Ein junges Mädchen trug auf seine Veranlassung eine Tasse Kaffee herbei.

Unangsam stieg Barbara die Steintreppe wieder hinunter, an den Vorkamern gelebt. Aber als sie unten im Saal ankam, war sie plötzlich im Gedränge der Tanzenden verwunden. Sie strebte dem Ausgang zu, durch lauter fremde Gestalten mit fremden Gesichtern. Kein Mensch würde sie mehr fragen, niemand würde sie kennen. Sekundenlang lebte sie an einer Säule, die Augen geschlossen, da setzte die Musik mit einem feurigen Laich ein.

„Prinz Karneval!“, jubelten die Masken.

In einer prächtigen Säule nahte Florian. Er war jetzt in ein weites schwarzrotes Gewand gehüllt und hatte eine goldene Papiertrommel. Begeisterte Unterthanen hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn durch den Saal. Das Treiben erreichte seinen Höhepunkt. Eine lustige Konfettischlacht begann.

Endlich befand sich Barbara auf der Straße. Die rechte Mäusluft umfing sie. Noch immer schwebten weiße Flocken zur Erde, fühlten ihr heißes Gesicht und blieben auf ihren dunklen Locken liegen, in denen sich bunte Papierfingerringe gefangen hatten. Aber die Welt war nicht länger ein Märchen. Die erleuchtete Uhr auf dem Turm zeigte halb drei Uhr. Jetzt ging keine Strassenbahn mehr. Als sie über den Marienplatz kam, trat sie die erste praktische Ueberlegung in ihrem Traummahlende; sie dachte, wie angenehm es wäre, jetzt eine Tare nehmen zu können, darin übergeben zu sein, bald im Bett zu liegen und müde einzuschlafen, ohne zu denken. Sie hatte Angst vor dem weiten, einsamen Weg nach Schwäbing. Aber sie scheute die Ausgabe. So hastete sie weiter.

Aus einer Seitenstraße klang Musik herüber. Hinter hell erleuchteten Fensterbänken bewegten sich die Schatten der Tanzenden.

Florian und die Fremde tanzten auch — bis in den Morgen hinein —

Der nächste Tag war kalt, klar die Luft, wolkenlos der Himmel. Einfaß kam der Wind aus Nordosten und setzte den Schnee vom Bürgersteig, daß die breiten Straßen blank dalagen. Grell leuchtete die Fassade der Beattificirten, stehend weiß die Schneereise auf Türmen und Zerkoben.

Die geliebte Stadt schien Barbara fremd und feindslich, süßlich und undeutlich ihre Bauten; ihre Schönheit aus dem Einfluß Noms erkanden. Seit der gefrigen Nacht kam ihr Mühen wie verwandelt vor. Sie hatte plötzlich den grellen, aufdringlichen Glanz dieser Stadt!

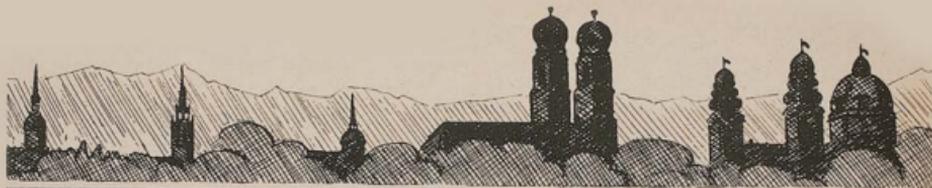
Mit einmal verlangte sie nach der Geborgenheit des elterlichen Hauses. Sie schaute sich nach der Dämmerung des Nordens, nach der Weite der heimatischen Ebene, nach der stillen Schönheit der Heide, nach dem Rauschen des Meeres, nach der Zuverlässigkeit wertvoller Niederlassungen, nach den vertrauten Farben bunter Fachwerkhäuser.

Liebe und Haß liegen dicht nebeneinander.

Nur weg von hier! So sehr sie ihr Herz an die Stadt gebändert hatte, Mühen der ihr kein Heimatred.

Sie war eine Fremde in der Fremde geliebt.

(Zerlegung folgt.)



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



**Nürnberger Bratwurstglöckl** am Dom  
Vorzügl. Bratwurst über offenem Feuer



Groß-Konditorei **Café MACH**  
Rosenstraße 11



**Café Residenz**  
Konditorei-Café • Sonnenstraße 4



**Café am Dom**  
Kaufingerstraße

Besucht die Vorstellungen der  
„**DACHAUER**“ im „**PLATZL**“  
gegenüber dem Hofbräuhaus

Jeden Tag Birkenwasser  
Qualität **Dralle** Rasiercreme



Vorzügl.  
und preiswert  
speisen Sie

in **GEISEL'S** neuen

**EXCELSIOR GASTSTÄTTEN**

Auswahlreiche Menüs zu RM 1,50 / Löwenbräu-Biere vom Faß

Insertieren bringt Gewinn!

**Markensammler**  
erh. Inter. Nachr.  
kostenlos  
Markenmeyer  
München, Eiserstr. 43

Verlangen Sie

überall die

„**JUGEND**“

**HEINLOTH & Co** KDT-  
GES.  
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547

**KLISCHEE**

**Qualitätsdencke**

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763



## Unverbindlicher Spielplan der Staatstheater München

### Staatsooper

9. März: Palestrina; 10. März: Regimentstochter, Residenztheater; Ariadne; 11. März: Lohengrin; 12. März: Troubadour; 13. März: Siegfried; 14. März: Margarete; 15. März: Madame Butterfly.

### Residenztheater

8. März: Gastspiel Höpfer; 9. März: Die Kamelelidame; 10. März: Ariadne; 11. März: Die Kamelelidame; 12. März: Der alte Feinschmecker; 13. März: Emilia

Galotti; 14. März: Der Holledauer Schimmel; 15. März: Die Kamelelidame.

### Prinzregententheater

(Theater des Volkes)

8. März: Emilia Galotti; 9. März: Der Stier geht los; 10. März: Der Traum ein Leben; 11. März: Der alte Feinschmecker; 12. März: König Richard der Dritte; 13. März: Der Pfarrer von Kirchfeld; 14. März: Der Stier geht los; 15. März: Der Stier geht los.

## Auf schwachen Füßen

„Nun, wie gefällt es Ihnen in Ihrem neuen Wochenendhäuschen?“

„Soweit ganz gut! Nur ist es etwas schwach gebaut. Aber na, wenn ich mal niesen muß, gebe ich eben auf den Hof.“

## Pariert

Abgewiesener Freier: „Sie geben mir also unmissverständlich einen Korb?“

Mädchen: „Bedauere, ich bin sehr wählerisch!“

Herr: „Ich gar nicht!“

J. S.

„Der Lehmann hat durch den Autounfall völlig das Gedächtnis verloren!“

„Bei dem seiner Vergangenheit muß das recht angenehm sein!“

„Herr Ober, das Gubn ist aber wirklich recht klein geraten!“

„Ja“, antwortete der Kellerer, „Sie werden aber auch lange genug daran zu faulen haben!“

**Immer mit Rügen-  
und  
KAFFEE HAG**

# Das Lustnauer Fischessen

Von Karl Gideon Böfjele

Zwei Tübinger Studenten machten einen Ausflug nach Lustnau und kehrten dort „im Krug zum grünen Kranz“ ein. Sie waren willens, ein paar Flaschen des süffigen Ingelheimers die Gänge zu brechen, beschloßen aber als erfahrene Leute, sich vorher die hierzu nötige solide Grundlage zu schaffen. Also fragten sie den Wirt, was er zu essen habe. Und siehe da, sie hatten es gut getroffen. Der Wirt erzählte freudestrahlend, daß er gerade heute im Wecker einen Hecht geangelt habe, der die Kleinigkeit von neun Pfunden wiege, und gab der Meinung Ausdruck, daß das was für seine Gäste sei. Die Studenten lachten und äußerten, man möge ihnen den dritten Teil des Fisches bringen, höchstensfalls die Gäfte, damit hofften sie fertig zu werden, aber neun Pfund für zwei seien zuviel des Guten. Dies begriff der Lustnauer Wirt nicht; er fühlte sich gekränkt, weil er es doch so gut gemeint habe; er murmelte

etwas in feinen Bart, das wie „windige Brüder“ klang; dann behauptete er im Beußton der Überzeugung, daß es in Lustnau Leute gäbe, die ohne Schwierigkeit allein mit dem neunpfündigen Hecht fertig würden. Nun waren es die beiden Studenten, die sich in ihrer Ehre angegriffen fühlten. Sie nannten den Wirt einen Prahlhans und Ausschneider und sie erboten sich, den Fisch zu bezahlen, wenn der Wirt einen Lustnauer herbeischaffe, der den Fisch vor ihren Augen aufesse. Zu ihrem Verstaunen ging der Wirt bereitwillig auf den Vorschlag ein und schickte die Kellnerin mit dem Auftrag weg, den Schneidermeister Vögele zu holen. Die Studenten, die zwar ihrer Sache sicher waren, verlangten aber trotzdem, um die Aufgabe recht schwierig zu gestalten, daß der Hecht in Form einer Suppe angerichtet würde, damit außer den neun Pfund Fisch auch noch eine Menge Brühe vertilgt werden müsse.

Doch auch das war dem Wirt recht und bald verbreitete sich im „Krug zum grünen Kranz“ der Duft von Hechtssuppe, daß selbst ein Satter hungrig werden mußte.

Bald war der Schneidermeister Vögele zur Stelle. Die Tübinger Studenten lachten laut auf, als sie ihn sahen. Dieses kleine Männchen, dessen schwächliches Körperlein von zwei dünnen Beinlein getragen wurde, sollte imstande sein, neun Pfund Hecht in Suppenform zu verdrücken! Ausgeschlossen! Doch der Schneidermeister Vögele schwieg zu dem Gelächter der beiden Herren nur verächtlich. Er befehlte einen halben Liter Wein und fütterte, weil der Fisch noch nicht ganz gar war, einweilen ein paar große Lustnauer Wecken. Nachdem man die Hechtssuppe in einer riesigen Schüssel aufgetragen hatte, legte er mit Lust, Eifer und Begeisterung los. Er führte den Löffel von der Schüssel zum Mund und vom Mund zur Schüssel in großen und emsigen Bewegungen. Man konnte sich vorstellen, daß so ähnlich der Schneidermeister bei der Ausübung seines Handwerks die Nadel mit dem Faden führte. Mehr und mehr fiel der Spiegel des Suppensees in der gewaltigen Schüssel. In verhältnismäßig kurzer Zeit war die Suppe mit neun Pfund Hecht darin aufgepumpt.

Die Studenten waren sprachlos über die Leistung, der sie jedoch beigewohnt hatten. Der Wirt schwieg ebenfalls und überreichte den beiden Geprrellten mit triumphierender Miene die Rechnung. Auch der Schneidermeister Vögele schwieg zunächst, nur fiel auf, daß er mit sehnsüchtigen und verlangenden Augen die Tür, die vom Gastzimmer nach der Küche führte, beobachtete. Schließlich konnte er sich nicht mehr halten, er mußte seinem Herzen Luft machen. Und dann durchschnitt seine hohe fischelftimme die Stille der Gaststube:

„Wirt, d' Supp han i g'reßt. Wann kommt denn endlich der Fisch?“

Hauber



„Konnten Sie nicht besser zielen. Sie Sonntagsjäger. Wie leicht hätte das ins Auge gehen können!“

# Das sind Nerven!

Ein Unteroffizier gibt 3 Ersatzreservisten aus Niederbayern den Befehl,  
um einen Blindgänger einen Zaun zu errichten.



Wie Unteroffizier Zirndobler den Befehl gab . . . .



Macon

. . . . und wie er ausgeführt wurde.